

Leiser Spott für Schwärmerei

Kurioser Naturfreund: Ein Sammelband mit Texten des jungen Ludwig Tieck zeigt einen Meister der Perspektivenvielfalt.

Als der junge Mann in die fremde Stadt kommt, wo er, wie er meint, dank Protektion die einflussreiche und bestens bezahlte Stelle bei der Regierung schon in der Tasche hat, läuft er abends noch durch die neue Umgebung, die ihm Heimat werden soll. Der Mond steht am Himmel, aus den Fabriken kommen „jauchzend“ die Arbeiter, Mädchen ziehen fröhlich plaudernd durch die Straßen, in den Häusern wird „froh und lebhaft kauend“ das Abendbrot gegessen, und jener junge Mann namens Siegmund ist im Blick der Stadt „mit sich und seinem Schicksale außerordentlich zufrieden“.

Am nächsten Tag stellt der Bewerber fest, dass er den Präsidenten, der über die Stelle entscheidet, unwissentlich am Vortag öffentlich bloßgestellt hatte und zudem ein anderer noch engere Verbindungen zur Macht hat und deshalb statt seiner im Amt angestellt werden soll. Auch die Stadt trägt nun ein anderes Gesicht: „Siegmond stieß an manche Lastträger, die ihm ihre Flüche nachschickten; Kutscher schimpften von ihrem Boocke herunter, weil er ihnen zwischen die Pferde lief; eine alte Frau fing ein jämmerliches Geheul an, weil er ihr einige Töpfe zerbrochen hatte, die er in der zerstreuten Eil mit dem sechsfachen Preise bezahlte.“ Siegmund, der am Vorabend noch eine Stadt und eine Gemeinschaft von Menschen sah, in die er sich bestens einfügen glaubte, ist jetzt nur noch allein im Weg. Und seufzt: „O hätte ich nur meine gestrigen Empfindungen zurück!“

Als Ludwig Tieck die Erzählung „Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben“ schrieb, war er Anfang zwanzig und bereits dabei, den Literaturbetrieb als Grundlage für den Broterwerb zu nutzen. Seine ersten Schritte auf diesem Gebiet hatte er heute vor 250 Jahren geborene Sohn eines Berliner Seilermeisters bereits als Schüler zurückgelegt, als er den Kolportageroman eines seiner Lehrer auf dessen Bitte hin für ihn mit einem Schlusskapitel versah. Es folgte ein Studium, das Tieck nach wenigen Semestern abbrach. Das Angebot, für den Verleger Nicolai dessen Almanach „Straußfedern“ fortzuführen, war dann entscheidend für Tiecks Karriere als professioneller Autor: Der junge Mann bezog eine eigene Wohnung in Berlin, übernahm wie seine beiden Vorgänger als Herausgeber Stoffe aus französischen Vorlagen und erzählte sie auf Deutsch nach, allerdings mit großer Freiheit und eigener Färbung.

Nicht alle Geschichten in den von ihm verantworteten „Straußfedern“-Bänden stammen von Tieck, aber bei denjenigen, die er viele Jahre später teils überarbeitet in seine Werkausgabe übernahm, kann man seine Autorschaft annehmen. Sie zeigen einen bei aller Jugend belebten Schriftsteller, der sich ausprobiert, literarische Techniken adaptiert und eigene erfindet, der sich an den Erwartungen des Publikums und des Verlegers Nicolai orientiert und zugleich seinen Spielraum listig erweitert. Vollständig liegen Tiecks „Straußfedern“-Beiträge in einer dreibändigen Ausgabe des Golkonda-Verlags vor.

Der Band „Wilde Geschichten“, zusammengestellt von Jörg Bong und Roland Borgards, der eine Reihe von



Literarischer Unternehmer: Ludwig Tieck, gezeichnet von Franz Krüger

Foto Picture Alliance

Texten des jungen Tieck enthält, darunter fünf aus den „Straußfedern“ (in der Fassung der Werkausgabe), zeigt das so deutlich, dass man dabei ein faszinierendes Bild eines sich entfaltenden Künstlers erhält. Der Autor nutzt das dezidiert der Unterhaltung verschriebene Medium „Straußfedern“, um, wie die Herausgeber richtig schreiben, das Publikum an die Erkenntnis heranzuführen, dass einer vermeintlichen Wahrheit immer die unterschiedlichen Perspektiven aller Beteiligten gegenüberstehen und dass selbst die überwältigendste Erfahrung eine Relativierung, bei Tieck nicht selten auch eine Verkasperung, sehr gut verträglich ist.

Wie diese Perspektivenvielfalt im Inneren einer Person aussehen kann, führt „Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben“ vor, wenn die Stadt je nach Stimmung ihres Besuchers ganz unterschiedliche Gesichter trägt, und wie sich konträre Sichtweisen auf dieselben Erlebnisse bei unterschiedlichen Personen auswirken, zeigt die Parallelerzählung „Der Naturfreund“, wenn die Briefe eines erklärten Jungesellen an einen Freund und die einer jungen Frau an eine Freundin spalten-

weise nebeneinander gedruckt und so auch gegeneinandergehalten werden – geschickt zeigt Tieck, warum sie einander schließlich heiraten, obwohl sie eigentlich alles andere vorhaben als das.

Hier zeigt sich bereits ein Zug in Tiecks Prosa, der bis an sein Lebensende sichtbar ist: Der Autor übergießt Schwärmerei gern mit leisem Spott, nur stehen dem späten Tieck, dem Autor von „Waldeinsamkeit“ etwa, ganz andere Mittel zur Verfügung als dem jungen, und wenn es vom bemühten „Naturfreund“ bei der Kutschfahrt durch die Landschaft erst heißt, „er empfand ungemiehlige“, er dann einschläft und „das Konzert der Natur mit einem lauten Schnarchen“ begleitet, dann ist er so sehr als lächerliche Figur gezeichnet, dass seine spätere Auffassung eher defizitär als komple-



Ludwig Tieck: „Wilde Geschichten“. Hrsg. von Jörg Bong und Roland Borgards. Galiani Berlin, Berlin 2023. 288 S., geb., 25,- €.

mentär zu anderen erscheint und die Parallelgeschichte etwas ins Leere läuft.

Dass neben den „Straußfedern“-Geschichten auch Tiecks sagenhafte Märchen entstehen, allen voran der „Blonde Eckbert“, zeigt der Band auch, und es fällt nicht schwer, die feinen Linien zu erkennen, die sich von der einen Gruppe zur anderen ziehen. In „Wilde Geschichten“ finden sich die Hinweise darauf in Texten der Herausgeber, die zwischen den von Tieck stammenden Texten stehen, Aspekte zur Deutung bereitstellen und den Übergang von der einen zur anderen Geschichte bereiten.

Denn dass dem blonden Eckbert alles entgleitet, woran er sich je gehalten hat, ist wesentlich vorgeprägt in den „Straußfedern“, nur dass die halbherzigen Versuche des Erzählers dort, die Diskrepanzen aufzulösen, in den Märchen, die Tieck später in den „Phantasus“-Roman aufgenommen hat, keinen Raum finden oder sich selbst höchstens als hilf- und sinnlos entlarven. Und angesichts eines so erhellenden Lesebuchs wie „Wilde Geschichten“ wird man umso mehr bedauern, dass die große Tieck-Ausgabe im Deutschen Klassiker-Verlag auf halber Strecke stehen geblieben ist. TILMAN SPRECKELSEN

Männer vor Flusslandschaft

Wasser und Wald wissen alles schon bald: Selva Almas argentinischer Wildnisroman

Der Rochen wiegt fast hundert Kilo. Die fischenden Männer, zwei Mittfünziger, die für einen Wochenendausflug von auswärts auf die Insel mitten im riesigen Fluss kamen, kämpfen für einige Stunden mit dem Tier, bis einer von ihnen, Enero Rey, eine Pistole zieht und den Fisch mit drei Schüssen tötet. Als er wie eine Trophäe an einem Haken aufgehängt wird, zieht er die Bewunderung und den Neid der männlichen Bewohner des Ortes auf sich – irgendwo im Landesinneren von Argentinien, im Nordwesten, einer Landschaft mit großen Flüssen und vielen Inseln. Am folgenden Tag werden die Fischer verfolgt von zwei befreundeten Männern, Aguirre und César, die nicht nur an den unnötigen Schüssen auf den Rochen Anstoß nehmen, sondern auch daran, dass die Fischer, Enero Rey, Negro und Tilo, der Sohn ihres verstorbenen Freundes Eusebio, den langsam vor sich hinaufenden Fisch schließlich einfach wieder zurück in den Fluss zurückwerfen. Die beiden Freunde finden, dieses respektlose Verhalten verdiene Rache. Tilo, der Jugendliche, hat derweil in einer Bar Gefallen an den beiden schönen Schwestern Mariela und Lucy gefunden, die ihn zum Tanz bitten. Auch dies wird von den feindselig gesinnten Aguirre und César nicht gern gesehen und hat tödliche Folgen. Am Schluss wird ein Feuer gelegt.

In Selva Almas kurzem Roman, den man eigentlich auch als längere Novelle bezeichnen könnte, wird diese Geschichte allerdings nicht so geordnet erzählt – sondern in elliptischen, kurzen Sätzen und Abschnitten, mit umgangssprachlichen, schnellen, oft aggressiv getönten Wortwechseln, verteilt auf verschiedene zeitliche Ebenen, in der sich schon Geschehenes und das noch Geschehene wie in einem Kreis bewegen, in poetischer Verdichtung, ohne Kapitelteilung. Dabei gehen direkte Figurenrede und allgemeine Erzählerrede ohne Unterscheidung ineinander über, sodass man oft nicht weiß, wo wir uns zeitlich befinden, wer genau redet und wer im nächsten Moment die Rede übernimmt. Dieses Stilmittel zwingt einerseits zu einer verlangsamen Lektüre, es nähert die erzählende Prosa der modernen Poesie an; andererseits entwickelt es aber auch einen rauschhaften Sog, ein Fließen des Textes – ganz im Sinne der zentralen Motive des Flusses.

Es ist ein Stil der lakonischen Verknappung, der die reale Lebenswirklichkeit der Bewohner dieser Region und die oft bedrohliche Naturlandschaft durch eine modernistische Sensibilität filtert. Die argentinische Autorin, die eine Meisterin der kurzen Form ist, hat selbst bekundet, dass sie einerseits an die klassische regionalistische Tradition der lateinamerikanischen Literatur, etwa des Uruguayers Horacio Quiroga, anknüpft, andererseits aber auch durch das stilistische Vorbild nordamerikanischer Autoren und Autorinnen aus dem ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt ist; auch von der argentinischen Kritik wurden immer wieder Erskine Caldwell, Carson McCullers, Flannery O'Connor als Vergleich genannt.

Die nicht immer einfache Übertragung des für die Atmosphäre dieses Buches charakteristischen mündlichen Tons und der umgangssprachlichen Ausdrücke und Redeweisen („Hallöchen“, „aus dem Effeff“) ins Deutsche wird vom erfahrenen Übersetzer Christian Hansen mit gewohnter Bravour geleistet. Das Bild, das die seit Langem in Buenos Aires lebende Autorin von ihrer ländlichen Herkunftsregion, der Provinz

Entre Ríos (wörtlich: zwischen den Flüssen) und ihrer Umgebung zeichnet, ist das Bild einer Welt, in der die Menschen Teil einer Kultur des allgegenwärtigen Machismo und einer patriarchalen Ordnung sind. Aber auch die regionalen Besonderheiten der Flora und Fauna, die Ess- und Trinkgewohnheiten und lokalen Gebräuche werden mit prägnanten Details vor das Auge des Lesers gebracht. In dieser Welt sind die Figuren von tragisch-banalen Ereignissen gezeichnet: eine heimliche Abtreibung, ein im Fluss Ertrunkener, ein tödlicher Unfall, die verzweifelten Handlungen von Siomara, der einsamen Mutter von Mariela und Lucy. So ist denn „Kein Fluss“



Selva Almada: „Kein Fluss“. Roman. Aus dem Spanischen von Christian Hansen. Berenberg Verlag, Berlin 2023. 112 S., geb., 24,- €.

auch konzipiert als abschließender Teil einer „Trilogie der Männer“ (Trilogía de varones); der erste Teil und zugleich Almas erster, international viel beachteter Roman war ursprünglich 2012 erschienen und liegt mit dem Titel „Sengender Wind“ (2016), ebenfalls in der Übersetzung von Christian Hansen, vor. Selva Almada verurteilt nicht, sie generiert ein Verständnis für die Verletzungen und Kränkungen der verschiedenen Figuren, ihre verzweifelt-brutalen Handlungen und Rebellionen.

Wir werden in ihre individuellen, aber kaum artikulierten Gefühlswelten und Kindheitserinnerungen hineinversetzt. Auch deshalb öffnet sich die Gegenwart der Erzählung immer wieder auf die Ebene einer noch nicht vergangenen Vergangenheit, auf ein „Echo der Zukunft“, wie es einmal im Roman heißt, des Traums, auch des Symbolischen. Und nicht zuletzt wird der Natur selbst hier eine zentrale, ja sogar eine anthropomorphe Rolle zugesprochen: „Dieser Mann ist nicht aus diesem Wald, und der Wald weiß das.“ Und es ist der Fluss, „dieser“ Fluss, der die Schicksale der Menschen in sich vereinigt und miteinander verwebt – und damit zum leitenden Bild, zur großen Metapher dieses hoch konzentrierten Romans wird. Mit „Kein Fluss“ untermauert Selva Almada ihren Ruf als eine der wichtigsten weiblichen Stimmen der argentinischen Gegenwartsliteratur, neben Samanta Schweblin und Mariana Enriquez. JOBST WELGE



Selva Almada Foto Picture Alliance

Wie Russland auf den Weg einer Mission gegen den Westen geriet

Aporien eines imperialen Geltungsdrangs: Martin Schulze Wessel zeichnet die lange Geschichte russischer Polen- und Ukrainepolitik nach

Die polnisch-ukrainische Übereinkunft des Jahres 2022 hat Europa von Grund auf verändert. Sie hat ermöglicht, dass die Europäische Union eine gemeinsame Antwort auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine findet. Und sie hat gezeigt, wie realitätsfern die Wahrnehmung russischer Politik in Berlin über Jahrzehnte war. Martin Schulze Wessel hat nun eine umfassende historische Kontextualisierung des Verhältnisses zwischen Berlin und Moskau sowie Warschau und Kiew vorgelegt.

Der Münchener Osteuropa-Historiker zeigt, wie nach und nach aus dem Großfürstentum Moskau das russische Reich mit einem politischen, religiösen und kulturellen Geltungsanspruch über den gesamten Raum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer entstand. Dieser Prozess war von Anfang an geprägt von der Suche nach Antworten auf die polnische Frage. So war der Aufstieg von Russland und Preußen zu europäischen Imperien auf Kosten des polnisch-litauischen Reichs erfolgt, das im Zuge von drei Teilungen im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts aufhörte zu existieren. Ein Großteil ukrainischer Territorien geriet so unter russische Herrschaft, nur Galizien wurde von Wien annektiert.

Das russische Reich zahlte einen hohen Preis für die Einverleibung Polens, denn das Selbstbewusstsein des mehrheitlich römisch-katholischen Adels und sein Beharren auf dem Recht auf Selbstbestimmung wurden zum wiederkehrenden Ausgangspunkt für Aufstände. Trotz ihrer militärischen Niederschlagung wurden sie zu einer ideologischen Bedrohung für das russische Reich.

Um die langfristigen Folgen des Strebens nach hegemonialer Herrschaft von Peter I., Katharina II. und ihren Nachfolgern auf dem Thron zu zeigen, spinnt der Autor Fäden aus der Diplomatie-, Ideen- und Kulturgeschichte. Der daraus gewebte Stoff zeigt anschaulich, wie russische Geschichtsbilder im langen neunzehnten Jahrhundert und nach der Oktoberrevolution auch in der Sowjetunion hergestellt wurden und stets eine Antwort auf die Frage nach der Zukunft der Herrschaft in der Region enthielten.

Der rote Faden im Buch ist jener „Fluch des Imperiums“, der vordergründig in der Notwendigkeit zur Integration neu eroberten Gebiete im Westen und Süden lag. Doch Schulze Wessel zeigt mehr: Er erklärt, wie sich gerade in der Auseinandersetzung mit Polen und später auch mit der Ukraine unter den Eli-

ten des russischen Reichs ein Konglomerat ideologischer Vorstellungen herausbildete, in dem sich Russland selbst eine heilige Mission zuschrieb, die sich gegen den Westen richtete und von der Annahme einer europäischen Russophobie ausging. Als Ergebnis dieser messianischen Selbsterhöhung verortete sich Russland bereits im neunzehnten Jahrhundert auf einem Sonderweg. Fundament war die Vorstellung von der Dreieinigkeit von Russen, Ukrainern und Belarussen, die Moskau einsetzte, um gegen Emanzipierungstendenzen von Ukrainern vorzugehen. Die Unlösbarkeit der dabei selbst geschaffenen Probleme bezeichnet Schulze Wessel als Aporie des Imperiums.

Um den Verweis auf die Aporien zu verdeutlichen, wäre es möglich gewesen, die Unterscheidung zwischen „russisch“ für den Bezug auf einen ethnischen Kern der Nation und „russländisch“ für den imperialen Staat beizubehalten. So fällt Zar Alexander III. in den 1880er-Jahren die Entscheidung, eine symbolische Einheit zwischen Herrscher und Volk herzustellen und den Kern des russischen Reichs als ethnisch russisch zu definieren und damit anderen nicht-russischen Gruppen einen marginalen Status zuzu-

weisen. Schulze Wessel verweist zu Recht auf das Nachwirken des historischen russischen Imperialismus in der Gegenwart, wenn er betont, dass Wladimir Putin 2017 auf der völkerrechtswidrig besetzten Krim ein Denkmal für Alexander III. einweihte.

Die Grundanlage des Buches überzeugt, weil deutlich wird, wie Ende des neunzehnten Jahrhunderts die polnische Frage zunehmend von einer ukrainischen überlagert wird. Zwar hatten die ukrainischen Gouvernements im russischen Reich anders als das polnische Kernland keinen Sonderstatus. Lange bestand ein wichtiger Unterschied zu Polen darin, dass die Anhänger der modernen ukrainischen Nationalbewegung zwar die kulturelle Eigenständigkeit durch die Sprache und Literatur betonten, aber nicht nach Eigenstaatlichkeit strebten. Schulze Wessel zeigt langfristige Parallelen zwischen Polen und Ukrainern, aus denen schon früh Formen der Zusammenarbeit im Ringen um eigene Positionen resultierten. In Galizien, dem Teil der Ukraine, der als Folge der Teilungen zum Habsburger Reich gehörte, kristallisierte sich hingegen die Konkurrenz um kulturelle und politische Vorherrschaft heraus.

Die Stärke von Schulze Wessels Ansatz liegt daran, dass Russlands Entwicklung nie als vorgezeichnet erscheint. Auch das historische Imperium erhielt seine Prägung durch politisch wirksame Entscheidungen. Mit ihnen setzten Historiker, Schriftsteller und Geistliche ebenso wie Zaren, Politiker und Aktivisten das russische Kernland mit einer mehrheitlich russischsprachigen, russisch-orthodoxen Bevölkerung immer wieder neu in ein Verhältnis zu den Gebieten, in denen es keine russisch-orthodoxe Mehrheit gab. Schulze Wessel zeigt anhand einzelner Lebensläufe, zentraler Debatten und der Dilemmata der Herrscher, wie sich diese Frage in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr auf das Verhältnis zwischen Nation und Imperium zuspitzte.

Die Geschichte russischer Polen- und Ukrainepolitik war lange ermöglicht durch die enge Abstimmung mit Preußen und später mit dem Deutschen Reich. Der historische Rückblick des Autors bis ins siebzehnte Jahrhundert macht deutlich, warum die deutsch-russische Übereinkunft in Sachen Nord Stream 1 und 2 selbst auf einen „Fluch“ zurückgeht. Er kam in der bis 2022 ein-

geübten Gewohnheit Berlins zum Ausdruck, zentrale europäische Fragen gemeinsam mit Moskau über die Köpfe der Menschen in Polen, der Ukraine, aber auch Belarus und Litauen zu entscheiden.

Statt die These einer linearen Geschichte innereuropäischer Kolonisation an das historische Material anzupassen, zeigt Schulze Wessel, wie dynamisch die unterschiedlichen Konzepte für ein russisches Imperium und im zwanzigsten Jahrhundert für eine föderative Sowjetunion an die politische Gesamtlage angepasst wurden und wie einschneidend die Folgen für die slawische, aber nicht russisch-orthodoxe Bevölkerung waren. Die Aporien russischen Hegemonialstrebens prägen auch noch die jüngste Gegenwart. FELIX ACKERMANN



Martin Schulze Wessel: „Der Fluch des Imperiums“. Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte. C. H. Beck Verlag, München 2023. 352 S., Abb., geb., 28,- €.